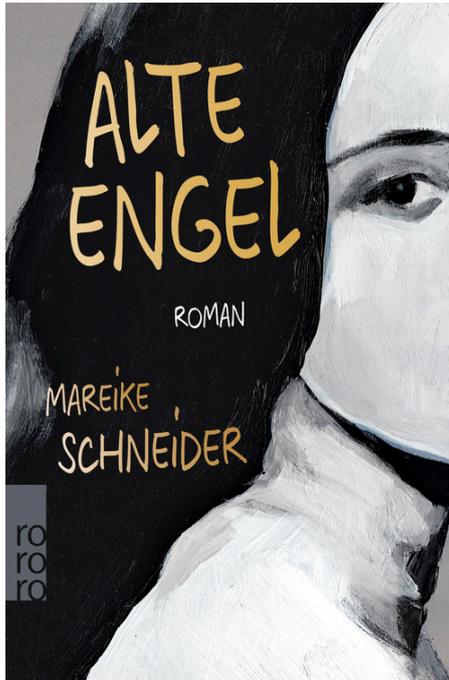


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-27448-0

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

«Den Leichenschmaus feierten wir im Garten, grillten Schweinefleisch in der Marinade nach Omas Rezept, wendeten es traditionell über der Glut, bis es gefährlich knusprig war, die dunkel gebrannte Kruste knirschte leise beim Kauen. Noch während des Essens erzählten wir uns von ihr – unsere Vorstellung von Heimeligkeit sei ja kollektiv an den Geschmack von fast Verbranntem gekoppelt, Omas geheime Zutat sei eben keine Liebe gewesen, und wer eingeheiratet habe, sei vor der Hochzeit beim Grillen auf Tauglichkeit getestet worden.»

«Mareike Schneider hat einen zarten, tiefgründigen und dabei ganz und gar unsentimentalen Roman über das geschrieben, was jeden angeht: Familie und Heimat, Alter und Krankheit – und die Suche nach dem eigenen Platz in der Welt.» (Thomas Klupp)

«Ein starker Auftritt. Ein kurzweiliges Buch.» (Freie Presse)

«Ein Roman über das Abenteuer Familie. Ein Genuss!» (Emotion)

Mareike Schneider

Alte Engel

Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg, Juni 2019

Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Die in diesem Buch erzählte Geschichte ist fiktiv. Ähnlichkeiten
mit realen Personen und Ereignissen sind nicht beabsichtigt.

Gesetzt aus der Diogenes

Umschlaggestaltung Anzinger und Rasp, München

Umschlagillustration Tali Yalonzki/tushtush.etsy.com

nach einem Entwurf von Anzinger und Rasp, München

Gesetzt aus der Diogenes

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 27448 0

Inhalt

Widmung
Prolog
Sommer

Denen gewidmet, die den steinigen Weg wähl(t)en.

Ich habe nur eine Großmutter. Die andere starb, ehe ich wusste, dass es sie gab. Ich erfuhr nicht am Tag ihres Todes von ihr, sondern etwa eine Woche später: Mein Vater war plötzlich merkwürdig abweisend, sah mit geröteten Augen über mich hinweg, strich mir nicht über den Kopf, als er an mir vorbei in seine Kammer ging, die immer gleiche Tasse Tee in der Hand, die Sohlen seiner Holzlatschen schlugen auf den Boden, es klang anders als sonst, irgendwie alt. Ich stand verwirrt im Flur und starrte auf die geschlossene Tür, bis meine Mutter mich zu sich in die Küche rief – Der Papa sei sehr traurig, er wolle allein sein, seine Mutter sei gestorben. Bis zu diesem Zeitpunkt war mir nicht klar gewesen, dass mein Vater überhaupt eine Mutter hatte.

Erst, als ich lernte, zum richtigen Zeitpunkt Fragen zu stellen, erzählte er manchmal von ihr. Sie, eine Arzttochter, sei nicht eben schön gewesen. Ein «spätes Mädchen». Ihre X-Beine hätten meinen Großvater auch lange nach ihrer Hochzeit noch oft dazu veranlasst, den Kopf zu schütteln: Wie könne ein Arzt seiner Tochter nur so etwas antun. Aber sie sei klug und gebildet gewesen. Zum Leid aller behandelnden Ärzte habe sie bei jeder Gelegenheit eigene Diagnosen gestellt, die häufig denen der Fachleute widersprachen. Der Hausarzt wurde oft gewechselt, nicht selten wechselte er sich selbst.

Als mein Vater sich in seiner Kammer einschloss, um dort mit dem Qualm seiner Pfeife innerhalb eines Tages alle noch halbwegs weißen Stellen gelb zu färben, weinte er nicht nur um seine tote Mutter, sondern mehr noch über die Art, wie sie gestorben war.

Sie hatte allein gelebt. Die Wohnung klein und ungepflegt, zwei Zimmer, Küche, kein Bad. Dort lud sie täglich die antiken Kakteen meines verstorbenen Großvaters mit morschen Kräften auf einen Speisewagen und suchte auf 40 qm nach günstigeren Standorten; sammelte leere Johhurtbecher, ohne erklären zu können, wozu; und wenn

man anreisen musste, um sie zu besuchen, baute sie einem ein Nachtlager in der Küche, neben dem Kühlschrank. Sie bekam selten Besuch. Nicht unbedingt wegen der Übernachtungsmöglichkeiten, auch nicht wegen des mangelhaft anerzogenen Familiensinns ihrer insgesamt sieben Kinder, sondern hauptsächlich, weil sie nie darum bat, niemanden einlud und sich selbst im Falle eines tatsächlichen Besuchs immer so verhielt, als sehe man sich jeden Tag. Es dauerte deshalb eine Weile, bis man ihren Tod bemerkte; im Ganzen wohl etwa fünf Tage. Und da wir nicht in Zeiten und Landstrichen von allseits verbreiteten Telefonen lebten, wird es noch ein oder zwei Tage länger gedauert haben, bis all ihre Kinder informiert worden waren. Ob alle so trauerten wie mein Vater, kann ich nicht beurteilen – die Beerdigung fand ohne mich statt. Es scheint mir jedoch, dass mein Vater der Einzige war, der den Gedanken nicht ertragen konnte, dass sie allein gestorben war. Tagelang in der eigenen Kacke liegend, komplett gelähmt durch einen Schlaganfall. Wie lange war sie wohl noch bei Bewusstsein gewesen? Ich habe nie jemanden außer ihm über sie sprechen hören.

×

Sommer

Ankunft, D., letzter Bahnsteig, Gleis drei. Die Sonne steht tief, aber brennt noch immer, Vaters Hemd ist nur zur Hälfte zugeknöpft, aus der Brusttasche ragen ein Kuli, der Stiel seiner Pfeife und etliche übersichtlich beschriebene Zettel. Aus seinen abgeschnittenen Jeans hängen die Zipfel der Hosentaschen. Seine Latschen, diese mit noppiger Innensohle, die er nach der Wende gegen das hölzerne Modell getauscht hat und selbst in seinem Sarg tragen wird, klatschen eilig auf die abgenutzten Steinplatten. Franka! Er nimmt mich in die Arme. Ich schlinge meine um seinen harten Hühnerbrustkorb. Mein Vater ist nicht sonderlich groß, sein faltiges Lächeln direkt vor meinem Gesicht, registriere ich seine grauen Bartstoppeln und drücke dann meine Lippen fest darauf.

Wen ich denn da mitgebracht hätte, bückt er sich vor den Katzenkorb zu meiner Linken.

Käthe, stelle ich vor. Dass sie ihm gerade ihr Hinterteil entgegenstrecke, habe nichts Schlechtes zu bedeuten, sie wolle nur, dass er an ihr rieche.

Ein anderes Mal, vertröstet er sie freundlich, richtet sich auf und greift nach meinem Koffer.

×

Der Bahnhof ist renoviert, gereinigter Sandstein, und hat einen neuen Parkplatz. Vorher war da eine unebene Fläche undefinierbaren Materials, im Zentrum befand sich ein Kiosk, stattdessen steht dort jetzt ein Penner. Nein, doch nicht, der Mann hat sich nur eine Zigarette angezündet und geht weiter. Vaters Auto steht im schmalen Schatten eines mageren Baumes, die Armaturen dünsteten in der Sonne vor sich hin. Mit dem Öffnen der Türen schlägt uns eine Wand

aus Plastikdämpfen entgegen. Ein Gestank, der mir schon immer verhasst ist. Ich fahre nicht gern Auto. Unter anderem des Geruchs wegen, aber wenn man mich fragt, fallen mir auch eine Menge anderer Gründe ein. Mit angehaltenem Atem kurbele ich hektisch das Fenster runter.

Wie die Fahrt gewesen sei?

Unangenehm. Hinter mir habe eine Frau mit Katzenallergie gesessen, die sich mit ihrer Nachbarin anschaulich und ausführlich darüber unterhalten habe, wie rücksichtslos Menschen doch sein können. Ich halte das Gesicht angestrengt aus dem Fenster.

Warum ich mich nicht einfach weggesetzt hätte.

Weil kein anderer Platz mehr frei gewesen sei.

Wir halten an einer Ampel. Da, nickt er in Richtung der Fußgänger, laufe wieder ein trauriges Beispiel für die landesweit bekannte Hässlichkeit dieser Stadt. Die angebliche Repräsentantin landesweit bekannter Hässlichkeit bewegt sich mühsam über die Straße. Genetisch zugegebenermaßen benachteiligt, sind Halslosigkeit und Kurzarmigkeit zwei ihrer weniger vorteilhaften Merkmale. Seltene Ausnahmen von dieser Regel haben zugeheiratete Eltern und wirklich viel Glück gehabt. Abgestoßen und betroffen zugleich betrachtet er ihren klumpigen Gang.

Zumindest erkenne man, dass es eine Frau sei, bemerke ich. Er zuckt mitleidig mit den Achseln. Von der Rückbank kommt ein klägliches Miau.

×

Die Räder des Wagens knirschen auf dem unbefestigten Lehmweg, am Gartenzaun des Nachbarn kläfft sich der dreibeinige Hund in einen geifernden Rausch, am Gartenzaun des anderen Nachbarn steht der Nachbar selbst und wartet einsam darauf, dass jemand vorbeikommt. Vielleicht

ein Nachbar; Freunde hat man hier eher nicht. Zwei Vorgärten weiter zuckt ein delliger Hintern, umspannt von einer Kittelschürze, auf krampfaderigen Beinen. Der dazugehörige Oberkörper ist nach vorn gebeugt und reißt energisch Unkraut aus. Hinter der Siedlung ragt der Berg der städtischen Mülldeponie empor, die angrenzende Kläranlage verbreitet ihren charakteristischen Duft.

Wir erreichen die rückseitige Garageneinfahrt, parken, steigen aus, ich lasse die Katze aus ihrem Korb. Skeptisch setzt sie sich neben mich und starrt. Ich hocke mich zu ihr, betrachte die Birnbäume – Unmengen holziger Früchte werden bald den Boden ersticken, Wespen anlocken, so viele, dass man sie nicht erschlagen kann. Das sei es, erkläre ich ihr und nicke in die entsprechende Richtung. Da hinter dem niedrigen Tor. Das Grundstück mit den Birnbäumen, das sei unseres. Warum das Tor ausgerechnet in diesem durchfallartigen Braun gestrichen sei, wisse ich nicht. Dort links lebe jedenfalls ein garstiger kleiner Terrier mit kurzen, wirklich spitzen Zähnen. Rechts ein freundlicher Schäferhund, der regelmäßig den Kater besteige, welcher ebenfalls zu seinem Haushalt gehöre. Ob die beiden an Gästen interessiert seien, könne ich allerdings nicht beurteilen, sie solle besser nichts überstürzen. Käthe blickt mich an, kneift die Augen zusammen, verrenkt sich dann abrupt und leckt ihre gepflegte Analöffnung.

×

Das quietschende Tor, die harten Birnen, Sauerkirschen, der Kompost. Nur an der Grenze vom Obstgarten zum Hof fehlt die alte Frau, die dort immer bereitstand, um uns zu begrüßen. Sie ist die einzige Großmutter, die ich je hatte, da ist man nicht wählerisch. Ich nenne sie Oma. Meine früheste Erinnerung handelt davon, wie sie mit ausge-

breiteten Armen und geübtem Kindergartenlächeln an dieser Grenze steht, wie ich auf sie zulaufe, das Bild ist verwackelt, ich hatte wohl gerade erst laufen gelernt, und wie sie mich dann auffängt. Das macht sie heute nicht mehr, weder auffangen noch rumstehen. Aber das Kindergartenlächeln setzt sie manchmal noch auf, wenn ein Kleinkind in der Nähe ist, was selten passiert, sie bekommt kaum Besuch. Nicht, weil sie nie darum bittet oder niemanden einlädt, sondern weil sie so eine unangenehme Gesellschaft ist.

Jetzt muss ich also zu ihr, sie begrüßen, weil sich das so gehört, den Geruch des Rabenhauses atmen, den man auch durch Putzen nicht beseitigen kann. Den Geruch von Generationen und Tristesse. Ich will nicht. Die Katze ist da anderer Ansicht, läuft alle Ecken des Hofes ab und taucht dann zielstrebig durch den Fliegenvorhang ins Innere des Hauses. Ich sehe ihr nach, betrachte die Plastikstreifen des Vorhangs; das selbstgemachte Namensschild aus Ton unter der Klingel – ein gut gemeintes Geschenk meiner Cousine – mit dem missglückten Krähenvogel darauf, dessen viel zu große Augen jeden Besucher mit hervorstehenden Pupillen anglupschen wie irr. Vater tritt zu mir, legt den Arm um mich, reibt meine Schulter mit hornigem Daumen.

Ob ich Angst hätte?

Nein, es sei eher ein starker Unwille. Mit einer Begrüßung sei es ja nie getan, man müsse sich dann auch immer gleich unterhalten.

Er nickt verständnisvoll, Gespräche mit Menschen, die man nicht mag, fühlten sich an wie Krankheiten, nicht wahr.

Ehe ich etwas darauf antworten kann, hört man aus dem Haus altbackene Beschimpfungen. Oma hat die Katze entdeckt, oder umgekehrt, jedenfalls sind Katzen ebenso erwünscht wie Silberfischchen: Naus solld's, des Viech! Itze glei! Un vorr oalln solld's itze von Disch noo, oaber fix! Diesen Dialekt nennt man Vogtländisch. Das <oa>, ein dumpf klingender Laut, der etwa zwischen dem hochdeutschen <o> in <offen> und dem

«a» in «Mann» liegt, ist in herausragendem Maße dafür geeignet, sich auffällig von seiner Umwelt abzuheben, wenn diese Umwelt zufällig gerade nicht das Vogtland ist. Um diese Sprache als ungeübter Rezipient zu verstehen, reicht es manchmal schon, ein paar Vokale auszutauschen, bis ein Wort entsteht, das man kennt. Früher soll Oma ja mit großer Leidenschaft ein angestregtes Hochdeutsch bemüht haben, dessen Betonung sich noch heute unterschwellig in der Sprachmelodie ihrer Töchter findet. Nur in Momenten großer Unbeherrschtheit soll sie plötzlich in ihren Dialekt geschlittert sein wie auf einem Stück Schmierseife. Inzwischen ist es genau andersherum, nur, dass sie nicht unversehens ins Hochdeutsche abschmiert, sondern in der Regel bewusst dazu greift, wie zu einer Waffe.

Etwas wird von innen gegen die Wohnzimmertür geworfen. Käthe verlässt das Haus fluchtartig.

Jetzt sei es wohl so weit. Es lasse sich nicht länger hinausögern. Ich müsse es hinter mich bringen.

Vater streichelt mir freundlich die Wange: Sie werde sicher nicht mehr allzu lange leben. Trotzdem solle ich die Schuhe besser ausziehen, ehe ich hineinginge – manchmal vergäße sie, dass sie nichts mehr sieht.

×

Das Haus ist wie eine Puppenstube. Eine von diesen selbstgebauten, die immer zu niedrige Decken haben und zu großes Geschirr, die Räume ausgelegt mit dicken Teppichresten und erfüllt vom Geruch der Kartons, in denen sich alle dazugehörigen Utensilien befinden. Was sich eben so ansammelt in einem Haushalt – hier eine Nähmaschine; da eine gerahmte, aufdringlich gehängte Weisheit (Alle Wünsche werden klein gegen den, gesund zu sein); dort im übergroßen Sessel eine Oma, die Hände im Schoß gefaltet, trotz

der geschlossenen Augen in erwartungsvoller Haltung, die Rückenpolsterung bleibt ungenutzt, als säße sie in einem Wartezimmer. An ihrem Fuß fehlt ein Pantoffel.

Es tue mir leid, mir sei nicht aufgefallen, dass die Katze sich hineingeschlichen habe.

Ob des meine wär?

Ja.

Ob iech de Schuh aus hätt?

Ja.

Wie de Foahrd geween wär?

Erträglich.

Aus dem Radio dudelt es dreistimmig.

Ich sehe mich nach einem Gesprächsthema um. Ich möchte den Anforderungen entsprechen, Interesse vortäuschen, man soll mir nicht vorwerfen können, ich hätte es nicht versucht. Mein Blick streift bekannte Gegenstände, dort die Uhr auf dem Fernseher, deren katzensgoldener Fuß sich im Sekundentakt nach links oder rechts dreht - ein Geschenk von der Schwester aus dem Westen. Seit seiner Platzierung erfüllt es den Raum mit hörbarer Zeit, sein mechanisches Klacken bei jedem Drehanschlag ist zur Mittagsruhe, neben den Schlafgeräuschen des jeweils Schlafenden, das einzige Zeichen dafür, dass in diesem Raum gerade nicht gestorben wird oder wurde. Als Kind setzte ich meine Schritte im Takt des Klackens auf den harten Teppichboden, wenn ich zur Mittagsruhe unerlaubt durchs Zimmer schlich, die Augen auf den schlafenden Opa gerichtet, welcher, wie um mich zu foltern, den Mittagsschlaf immer auf diesem Sofa verbrachte, mit offen keuchendem Mund, der Atemklang schlecht, sein Ausbleiben ließ mich erstarren, bis er mit wütendem Schnarch zurückkehrte. Der Schnarch, das Geräusch eines zornigen Kinderfressertieres. Trotz anhaltenden Zwanges habe ich das Leisesein nie ganz perfektioniert, es scheiterte immer an den Türklinken der zwei Wohnzimmertüren. Ich betrachte die nach-

kriegsdilettantische Hochzeitsfotografie auf dem Spitzen-
deckchen vorm Fenster, schwarzweiß und milchig. Opa dar-
auf so ausgezehrt, dass man kein Hemd fand, dessen Kra-
gen nicht zu weit war. Für das Foto klemmte man zwei
Streichholzschachteln zwischen Nacken und Kragenstoff,
gegen sein Entbehrungsgesicht war nichts auszurichten.
Noch bedrückender wirkt das neben ihr, die sie kurz und
drall seinen Arm hielt, dickbackig in die Kamera lachte und
die mitleidigen Blicke der umstehenden Gäste nicht spürte:
Doo hätt se doch enn Bessern krieng kenne. Umgekehrt hat man das
Gleiche gedacht, als er sie endlich in seiner Heimat platzier-
te: Diese mopsige Spießbürgerin aus dem Vogtland, Franz,
wat willst denn mit dea.

Wos iech moachng dät, fragt sie misstrauisch und richtet ih-
ren geschlossenen Blick auf mich.

Mich umsehen, es habe sich ja doch einiges verändert,
erwidere ich und trete an das verstellbare Bett im hinte-
ren Teil des Raumes. Ein dreiwandiges Séparée, auf dessen
Einrichtung sie für besondere Anlässe bestanden hatte. Sie
nannte es das *gute* Zimmer, stopfte es mit Statussymbolen
so voll wie möglich, aber auch ohne die wäre es zu klein ge-
wesen, um darin wirklich Anlässe zu begehen. Inzwischen
ist das Heiligtum entweiht, von der ursprünglichen Verstop-
fung sind nur zwei Vitrinen geblieben, die eine voller ausge-
dienter Bücher, ein von staubigen Zimmerpflanzen umwu-
chertes Dornröschendings, die andere präsentiert zukünf-
tige Erbstücke. Daneben steht das Bett. Das neue Bett, ver-
stellbar auf Knopfdruck, rechts ein Nachttisch aus den sieb-
ziger Jahren, links das Dialysegerät, in Schrittweite ein un-
ansehnlicher Stuhl mit schwarzem Kunstlederbezug und ei-
ner abdeckbaren Öffnung in der Sitzfläche. Am Fußende
des Bettes ein Pappschild mit handgeschriebenen Druck-
buchstaben, das den Leser dazu auffordert, ein Kissen so
unter das linke Bein der im Bett befindlichen Person zu plat-
zieren, dass der entsprechende Fuß nicht auf dem Kissen

aufliege. Wahrscheinlich ein Hinweis für den Pflegedienst, der bei Bedarf mit anpackt – Vater wiederholt sich nicht gern.

Es sei recht dunkel hier, ob sie nicht lieber rauswolle.

Joä, antwortet sie schwächelnd.

×

Der Flur ist kühl, ein quadratischer Raum von der Größe eines Neubaublockbadezimmers, den wir mühsam durchschlurfen, dicht vorbei an Käthe, die, unscheinbar auf braunen Fliesen, aus dem Untersetzer der Yuccapalme trinkt. Links vom Flur, hinter dem Türrahmen ohne Tür, hockt Vater in der Küche vorm Kühlschrank und passt Lebensmittel in die Lücken zwischen Käse und Wurst und Butter, die, statt in Frischhaltedosen, in abgewetzten Gefrierbeuteln schwitzen. Oma umklammert meinen Arm, stützt sich mit der anderen Hand auf ihr Stöckchen, keucht sich Richtung Hof. Vaters Blick belächelt sie als Simulantin. Als ich sie schließlich auf der Hollywoodschaukel ablade, ächzt sie, als wäre sie ganz bestimmt gleich tot.

Der Kaffee komme gleich, ruft Vater von drinnen.

Wos orr itze gesoochd hätt?

Dass er ihr gleich Kaffee bringe.

Un wos ze assn?

Sicher auch das.

Wu iech dee hiegeh dät?

Ich wolle den Koffer auspacken.

×

Das Zimmer unter dem Dach war früher ihr Schlafzimmer. Mäßig isoliert gegen Hitze und irgendwie dumpf. Die

niedrigsten Winkel mit separaten Türen zu Abstellkammern gemacht, ist es eingebettet in den Ansammlungen eines Lebens, eine Speckschicht aus Wollresten, milbigem Bettzeug und Pelzkappen, Handtaschen, kratziger Unterwäsche, Kartons voller Knöpfe und Reißverschlüsse, hier und da ein Paar zerdrückter Schuhe.

In diesem Zimmer ist mein Opa gestorben, von der Herzmassage seiner Tochter in die Matratze gepresst, es war kein schöner Tod. Das gemeinsame Bett hat Oma danach noch alleine beschlafen, das letzte gemeinsame Foto in züglicher Vergrößerung, gerahmt, auf seiner Seite des Bettes. Erst als sie die Stufen nicht mehr steigen konnte, wurde das Bett entfernt. Es war alt, es war hässlich (zu hässlich, um es zu verschenken) und unbequem, es machte Geräusche und roch, und der Tod meines Opas haftete ihm an wie ein schlechter Ruf. Sie bekam das neue dafür, im guten Zimmer, leicht zu reinigen und verstellbar mittels einer Fernbedienung, sodass sie niemanden mehr braucht, um sich aufzurichten oder hinzulegen. Die Fernbedienung findet sie immer nur dann, wenn es gar nicht anders geht.

Dieses Zimmer ist jetzt für Gäste und Staub, der sich auf die Kakteen legt, die Vater hier zum Überwintern auf einem Tisch ans Fenster gestellt und vergessen hat wie Weihnachtsbäume. Man hat ein Bett gekauft, ein schlichtes, schmales mit billiger Matratze, man hat neue Auslegware verlegt, man hat die Vorhänge ausgewechselt und die Gardinen so lange gewaschen, bis sie wieder weiß waren. Geblieben ist die Kleiderschrankfront an der dem Bett gegenüberliegenden Wand und die runzlige Tapete. Die Tapete erinnert an Talg. Ich öffne die Fenster weit, arrangiere einige Kakteen so auf dem Fensterbrett, dass sie nicht mehr zufallen können; das einfallende Licht wird durch die Fliegengitter gefiltert. Ich werfe den Koffer aufs Bett und sortiere meine Kleider in den Schrank, verwaschene Baumwollunterwäsche auf die alten Kunstseiden-Blusen von Oma

und ihre Nylonstrümpfe, die seit über dreißig Jahren darauf warten, im guten Zimmer getragen zu werden.

Die Katze schiebt ihren Kopf durch den Türspalt, sieht mich an, riecht am Teppich.

Sie könne ruhig reinkommen, wir seien allein.

Ich schiebe die Kakteen auf dem Tisch enger zusammen und stapel Skizzenbücher in die entstandene Lücke, im Hintergrund hängt sich Käthe mit ganzem Gewicht an die Türklinke zum Dachaufstieg, lässt erst los, als die Klinke nachgibt, und schlüpft durch den Spalt. Dort gebe es Fledermäuse, sage ich noch.

×

Vom Fenster überblickt man das Grundstück weiträumig, den zementgrauen Hof, daran angrenzend den Garten, von einem alternden Holzzaun unterteilt in Obstbaum- und Beettareale, im kränkelnden Pfirsichbaum hängen noch die leeren Meisenringe vom letzten Winter und ein Strohstern, gebleicht von der Sonne. Rechts führt der Lehmweg am Haus vorbei, dessen tiefe Furchen, vom Regen ausgewaschen, die Anwohner in unregelmäßigen Abständen mit Schotter und Bauschutt auffüllen. Etwa fünfmal am Tag wird er knirschend befahren, ein Geräusch wie von Frühstücksflocken, die in dieser oder jener Werbung gekaut werden. Links auf dem Hof der zweckentfremdete Hühnerstall, bis in die kleinste Nische zugestapelt mit Holz, das dort mit jedem Jahr an Substanz verliert. Zwar gibt es im Stall keine Hühner mehr, aber dafür jede Menge anderes Leben mit mindestens sechs Beinen oder gar keinen.

Dieses Holz, hatte Opa berechnet, sollte bis zu seinem Tod reichen, 50 Kubikmeter für etwa zehn Jahre, länger sei unrealistisch. Also fuhr er in den Wald, fällte markierte Bäume, sägte, hackte und stapelte zum Trocknen, stapelte um,

zwei Jahre wanderten die Holzmieten durch den Obstgarten, hinterließen chlorophyllarme Pflanzenflächen, einmal fand sich ein toter Igel darunter, niemand verstand, wie er dort hingelangt war. Bis das Holz schließlich trocken genug war, um im Hühnerstall eingelagert zu werden. Keinen Tag später ist er gestorben, und Oma ließ sich von ihrem Erbe noch vor dem nächsten Winter eine Zentralheizung einbauen.

Etwa ein Jahr später durchbrach das Regenwasser die rostige Tonne, die schon seit Jahrzehnten unter dem Abfluss der Regenrinne stand und deren Inhalt trotz jeglicher Abdeckung im Sommer rot von Mückenlarven blühte. In dieser Tonne machen wir jetzt manchmal ein Feuer, stehen wie Penner davor, wärmen uns die Hände, auch wenn es nicht kalt ist, schweigen, rauchen und trinken Tetrapak-Wein.

×

Einen voll beladenen Teller in jeder Hand, betritt Vater das verrauchte Kabuff, das wir nur aus alter Gewohnheit so nennen. Ich folge mit Wein und ausgewaschenen Senfgläsern. Die Katze riecht in den verquarzten Raum hinein, wendet sich abrupt um und biegt kurzentschlossen nach rechts ins dunkle Bad ab. Das Kabuff hat etwa 25 qm und war mal der Ziegenstall. Der war überlebensnotwendig damals. Neben den Hühnern und Gänsen und Kaninchen gab es diese drei Ziegen, die lieferten Milch und mussten ihren harten Hals hinhalten, wenn Oma unglücklich war und weinte. Sie erzählt gern davon, sie hat oft geweint. Vielleicht hat sie ja schon beschlossen, später jedem davon zu erzählen, während sie die Tiere so fest umklammerte, dass sie sich ihr nicht entziehen konnten, und mit tränennassem

Gesicht darauf hoffte, dass jemand zufällig in den Stall kommen würde

Als der Nachkrieg vorbei war, wurden die Ziegen geschlachtet, eins ihrer Felle befindet sich noch irgendwo auf dem Dachboden, der kurze Schwanz wie ein abgefressener Pinsel. Der Stall wurde umgenutzt für Kohlen und Holz, ein Regal mit Gartenschuhen stand dicht neben dem Eingang gegenüber der Klotür, in einen alten Küchenschrank wurden dellige Lackdosen aus dem Keller nach oben verlagert, deren eingetrocknete Reste schon damals hart genug gewesen wären, um jemanden damit zu bewerfen. An diesem Zustand änderte sich lange Zeit nichts. Dann wurde Oma alt.

Nachdem man beschlossen hatte, dass sie Hilfe im Haushalt benötigte, stellte man ihr gegen ihren Willen einen Zivi zur Verfügung. Den sprach sie aus wie ein spitzes Fremdwort, versteckte alle Wertgegenstände, die sich in den zu putzenden Räumen befanden, und wenn er von der Toilette kam, achtete sie darauf, dass er sich die Hände wusch. Ein halbes Jahr später war sie seinem Charme erlegen, nannte ihn bei seinem Vornamen, brühte Instantkaffee, noch ehe er kam, und stellte eine Blechdose mit drittklassigen Keksen auf den Tisch, die sie nur für ihn besorgen ließ. Statt zu putzen, wie es eigentlich seine Aufgabe gewesen wäre, hörte er sich ihre Geschichten an und beklagte sich nie darüber, dass sie sich kein einziges Mal nach seinem Leben erkundigte. Das Haus verkam schleichend, Kochtöpfe sahen immer aus wie benutzt, an den Fliesen der Küche klebten Essensreste, an den Fliesen der Waschküche, die gleichzeitig das Bad war und durchquert werden musste um sowohl zum Stall als auch zur Toilette zu gelangen, klebten Reste, die keiner identifizieren wollte.

Der Zivi wurde ausgewechselt. Aber Oma hatte sich bereits derart an den Ablauf gewöhnt, dass sie die neue Person nicht als eine andere anerkannte. Der Zivi wurde wei-

terhin Martin genannt, in der zugeteilten Zeit mit Kaffee und Keksen und Anekdoten gefüttert, er beklagte sich ebenso wenig wie der erste darüber, und man beschloss letztlich, dass diese Lösung keine war. Eine neue musste her. Zum Beispiel in Form einer Person, die bei Oma einzog und sich neben der Hygiene des Hauses auch um die der Frau selbst kümmerte. Das war nötig, stellte man fest. Denn nicht nur der Teppich, auf welchem sich der Nachttopf befand, den sie im Halbdunkel und Halbschlaf häufig verfehlte, stank nach Urin, sondern auch ihr Nachthemd, mit dem sie sich den Schritt abwischte, ehe sie wieder ins Bett stieg, und welches sie auch in den darauffolgenden Nächten weiterhin trug. Eine Unsitte aus Kindertagen vielleicht. Darauf angesprochen, zuckte sie gleichgültig mit den Achseln.

Jemand müsse sie also betreuen, überlegte man. Nahelegend sei ja, dass die Töchter das täten, weil Töchter so was doch tun, nicht wahr. Entweder die eine, die in derselben Stadt wohnte und einer gesicherten Beamtentätigkeit nachging, oder eben die andere, die nicht in derselben Stadt wohnte und eine umständlich zu beschreibende Selbständigkeit pflegte. Oder eine dritte Person, jemand, der nicht von persönlicher Betroffenheit geplagt wurde, den man aber bezahlen müsste. Letzteres komme nicht in Frage, erklärte Oma, de Kinner voa oannere Leit dätn siech aa im orre Oalltn kimmern, un nooch oalln, vos se forr de Oannern gedoa hätt, wärs itze wuhl oa dor Zeid un racht un billich un selbsovorschdändlich – un wer itze nooch enner Bezohling froong dät, der wär wuhl net goanns bei Druusde –, dess aans von orrn Kinnern dessalbe dät.

Das Gleiche. Das Gleiche wie wer?

Dessalbe wie itze zen Beischbiel de Dochder voa denn endfarndn Kuseng, denn morr noch in Vuuchdloannnd hoom dät n un miet denn se räglmäßsch – jewoll, rä-gel-mä-ßich – defefoniern dät.

Aha, der Bernd und seine Brigitte. Sehr inniges Vater-Tochter-Verhältnis zwischen den beiden. Man macht sogar zusammen Urlaub. Sie hat ihren Job gekündigt, um ihn

betreuen zu können, er überlässt ihr den größtmöglichen Teil der Zahlungen aus seiner Pflegeversicherung.

Oach wos, sagte meine Oma dazu, enwedder sollde de Foammielje siech oahne Gald kimmern oder ähm goar kaaner, morr wärds ja sehe.

Wenig später sah mein Vater dann meine Mutter auf dem gemeinsamen Bett sitzen, neben ihr der halb gepackte Koffer, ein glattes Nachthemd in den Händen, die Hände im Schoß. Und weiter als bis zu diesem Nachthemd kam sie nicht. Dort zu leben hieße, sich immer volllaufen lassen zu müssen. Jede Nacht, die sie dort verbrachte, jede Nacht, sagte sie leise. Und er nahm ihr das Hemd aus der Hand, streichelte ihr die Wange, seine Werkstatt laufe nicht gut, sagte er nur, räumte ihre Sachen zurück in die Schränke und befüllte den Koffer mit seinen eigenen.

Als er ankam, wies Oma ihm die Kinderkammer meiner Mutter zu - ein acht Quadratmeter großer Raum neben dem guten Zimmer - mit Bett, Schreibtisch und Kleiderschrank. Die Bügel voller Kunstseidenblusen, dichtbefüllte Schubladen, einzig das Bett war noch nicht belegt. Zum Rauchen musste er in die Waschküche, lieber noch in den Hof. Es sei ganz praktisch, dass er dort schlafe, erklärte er meiner Mutter am Telefon, er könne nachts hören, wenn sie den Nachttopf umstoße, und er frage sich übrigens, wer von ihnen beiden wohl lauter schnarche. Sie habe endlich eine Wohnung gefunden, die sie sich leisten könnten, entgegnete meine Mutter. Sie sei nicht gerade hell, aber habe einen Balkon und es sei jetzt an der Zeit, dass man sich überlege, wo man seine Sachen unterbringe, Oma habe ja wohl nicht erwartet, dass er aus einem Koffer lebe. Eujoa, entgegnete Oma. Zwar nicht wörtlich, aber sinngemäß. Orr kennt ja oalls benitzn, wos doo wär, denn Klaaderschroank in dor Koammer kennt orr leer raime, in Gotts Nome, orr hätt e Bett, wos orr itze sons noch braung dät.

[...]